

Die Kunst zu raunzen.

Unnahend wohlgenährte, mit allen Zeichen aufdringlicher Gesundheit gestempelte Leute haben heutzutage wenig zu hoffen. Sie werden mit Nichtachtung, ja mit Gehässigkeit behandelt und vorkommendenfalls als Kriegsgewinner gebrandmarkt.

„Dö hat's not, daß I über die Fleischnot jammert! Mit der ihr'n Borbau und den dicken Gesicht!“ erklärt die Schaffnerin während einer erregten Lebensmitteldebatte auf der Plattform der Elektrischen zu den übrigen höhligen Fahrgästen gewendet, und die üppige Dame, die mitzureden gewagt hat, zieht sich beschämt und unauffällig in das Wageninnere zurück.

Unterernährtheit gehört jetzt eben zum guten Ton, und vor den gar zu sichtbar vom Schicksal Begünstigten, schließt sich die Gemeinschaft der unter dem gleichen Kreuz ächzenden Menschheit misstrauisch ab. Wehe dem Optimisten mit roten Backen, der es noch im vierten Kriegsjahr versucht, allen Dingen die gute Seite abzugewinnen: er macht sich argwöhnlich unbeliebt. Derjenige dagegen, der es in der Kunst des Raunzens zu einer gewissen Virtuosität gebracht hat, fährt verhältnismäßig noch am besten. Seinen berechtigten Klagen öffnen sich alle Tore des Mitgeföhls, des Schleich- und des Tauschhandels, und selbst wenn er gar nichts abbekommt, so entgeht er wenigstens dem Schicksal eines Einbruchs in seine Speisekammer oder einer Demütigung als Lebensmittelhändler. Das kunstgerechte Raunzen ist gewissermaßen eine Schutzschicht, mit der man sich gegen böswilligen Neid und heimliche Neid sucht deckt, ist ein billiger Unterhaltungsstoff von nie verjagender Aktualität und endlich ein Gebot der Nächstenliebe gegenüber demjenigen, dem es noch schlechter geht. Denn läßt es einen zufriedenstellenderen Trost, als daß es dem anderen auch nicht wohl in seiner Haut ist?

In dieser Meisterschaft des Raunzens, zu der jeder gute Wiener mindest so viel Anlage mit zur Welt bringt, wie der Biegender zu seiner Fiedel, gibt es tausend feine Nuancen. Wer seinen Kredit zu erhöhen wünscht, wird hörbar darüber jammern, wie vielstellig die Ziffern seines Hausbrauchs sind, und wer sich aus Rücksicht auf den Steuereinkommens lieber etwas kleiner macht, als er wirklich ist, verfehlt nicht jeden Bekannten auf der Straße wehklagend zu erzählen, daß er sich nur von der Erdäpfelquote, von städtischer Marmelade und trockenem Weizenbrot ernährt.

Alle kleinen Eitelkeiten und persönlichen Genugtuungen, deren wir uns während des Krieges als überflüssig, ja gefährlich, entäußert hatten, sind in das Gewand des Raunzens geschlüpft und ringen mit täuschender Gebärde die Hände, um sich doch ein wenig bemerklich zu machen. Die wirtschaftliche Hausfrau, die jammert, daß sie gar so zeitig aufstehen muß, sich um Eier anzustellen, ärgert der Nachbarin nicht ungern zu verstehen, daß es ihr, trotz aller Schwierigkeiten sogar gelungen ist, eine Anzahl für den Winter einzulegen, während anderer Leute Weibweissen höchstens vom Weizenrieß ihre dottergelbe Farbe beziehen. Man klagt über die unerschwinglichen Preise der neuen Kleider und läßt durchblicken, wie sparsam und umsichtig man selber die alten verwertet hat. Man ärgert über die überfüllten Theater und die unerschämte Najaotage und beweist damit hinretzend, daß man selber tüchtig daraufgezahlt und als gebildeter Mann bei seiner Premiere gefehlt hat.

Der echte, ehrliche Raunzer fühlt sich allen Genüssen gewachsen und mögen sie noch so teuer sein, und selbst die strengsten Verordnungen schrecken ihn weniger als den Verschlossenen und deshalb misstrauisch Gemiedenen, der sie bloß heimlich innerhalb seiner vier Wände überschreitet. Der Raunzer gesteht jammern ein, um wieviel Kronen er Mehl und Zucker über den Höchstpreis überzahlt hat; er heizt unbekümmert um den 6. April, und da er dabei nicht veräuft, sorgenvoll zu versichern, daß er ja so wie so keine Kohle habe, so nimmt ihm niemand sein warmes Zimmer übel.

Was das Raunzen überhaupt zu einer so beliebten Unterhaltung macht, ist die schöne Atmosphäre von Einhelligkeit, die es schafft, und die zu einer Zeit, wo auch im Sinterland oft nur Feind gegen Feind steht, nicht gering zu achten ist. Die berechte Klage, wie schwer wir jetzt alle am Leben tragen, verbindet jung und alt, arm und reich und hebt für Augenblicke die sozialen Unterschiede auf. Und auf dieser letzten Brücke der Menschlichkeit, in einer Zeit, die kaum einer mehr stumm zu ertragen vermag, nähern wir uns einander ohne Haß und mit einem Lächeln des Verstehens.